

gentlich auch, meine Lebensgeschichte ist ein Fehlschlag. Und wer möchte das denn schon vor sich selbst zugeben und vor anderen? Alles rückgängig zu machen ist nach einer gewissen Zeit nicht mehr möglich, weil man in Deutschland keine Altersversicherung hat, man kann gar nicht mehr zurück, wenn man nicht wirklich reich ist.«

Eines der Probleme des Auswanderers ist, dass er ab einem bestimmten Punkt sowohl in der neuen als auch in der alten Heimat immer Ausländer sein wird. Ihre eigenen Kinder haben sich manchmal dafür geschämt, dass ihre Eltern mit schrecklichem Akzent Englisch sprechen, erzählt die Augenoptikerin Claudia Kuske. »Wir sind deutsch, obwohl wir immer dachten, wir sind anders als alle anderen Deutschen. Man ist pünktlich, man erwartet, dass irgendwas fertig ist, wenn einem das versprochen wird, und das ist nicht so hier. Hier kann es auch mal zwei Wochen länger dauern, das muss man akzeptieren, aber man ärgert sich trotzdem. Das sind einige Sachen, wo wir gemerkt haben, wie urdeutsch wir doch sind.«

Anfangs wird das neue Heimatland oft idealisiert. Aber wenn die Flitterwochen vorbei sind und der Alltag eintritt, sieht im vermeintlichen Paradies vieles nicht mehr so rosig aus. So stellt jeder Deutsche sehr schnell fest, dass das Umweltbewusstsein in Neuseeland noch immer relativ unterentwickelt ist. Pfandflaschen sind hier unbekannt, Batterien landen meist im Abfall, im Supermarkt werden Plastiktüten noch immer *en masse* ausgegeben, und fast jede Gemeinde kippt ihren Müll auf Halden. Der einzige Vorteil: Bei nur 4,4 Millionen Menschen auf einer Fläche, die etwa so groß ist wie die alte Bundesrepublik, fällt dies nicht so stark ins Gewicht.

Aber trotz so mancher geplatzter Illusion und der Erkenntnis, dass das Land, wo Milch und Honig fließen, nirgendwo existiert, gibt es die vielfältigsten Gründe, warum die Neuseeland-Auswanderer nirgendwo anders mehr leben möchten. Immer wieder werden die Freundlichkeit und die lockeren Umgangsformen genannt. Die Augenoptikerin Claudia Kuske begeistert sich für die Strände: »Wir haben zwanzig Kilometer lange weiße Sandstrände, wir haben kleine Buchten mit Bäumen, wo man im Schatten liegen kann, wir haben felsige Buchten, wir haben sandige Buchten.« Der Segler Jochen Zaeschmar schätzt den Pioniergeist: »Als wir Freunden hier erzählt haben, wir wollen uns ein Boot kaufen und Leute über Nachtrumschippern, da fanden die das alle toll und sagten: ›Super, das klappt bestimmt.‹ Während in Deutschland, denk ich mir, die Leute sagen: ›Hast du dir das auch gut überlegt?‹« Die Psychotherapeutin Marguerite Müllers schätzt, dass sie sich persönlich entfalten konnte: »Hier habe ich expandiert. Ich habe angefangen zu töpfern, ich habe angefangen zu malen, ich kann reiten gehen, wann ich will. Das ist einfach schön.«

Die Faszination, die Begeisterung ist geblieben, die Überzeugung, am schönsten Ende der Welt zu wohnen. Das Leben ist geruhsamer hier, ländlicher, weniger stressig. Aus der Ferne betrachtet man jedoch auch Deutschland wieder mit neuen Augen. Sooo schlecht ist es ja nun doch nicht. Die Kultur, die jahrhundertealten Häuser, die lange, reiche Geschichte, das Essen, deutsche Weihnachten mit Stollen und Glühwein. Es gibt kaum jemanden, der dabei nicht ins Schwärmen verfällt. Aber dort wieder leben? ■

Die Galerie



Von Claudius Grigat

Welches sind die zehn wichtigsten Ereignisse meines Lebens? Markus (49), Redakteur aus Basel, hat diese Frage beantwortet. Er beginnt so: »JUNI 1985: Ich fahre als frischgebackener Maturand auf der Heimreise von Basel über die Lorrainebrücke und denke selbstbewusst: Ich kann alles, die Welt wartet auf mich.« Das zehnte Ereignis auf seiner Liste: »SEPTEMBER 2010: Bea erzählt mir von Tom.«

Markus hat beim neuesten Projekt von Mats Staub mitgemacht. Wie nahezu alle Arbeiten des Schweizer Künstlers kreist auch dieses »webbasierte Langzeitprojekt« um das Thema Erinnerungen. Und wie eigentlich alle seine Arbeiten so lebt auch diese vom Teilnehmen, in mehrfacher Hinsicht: Wer auch immer möchte, ist eingeladen, die Internetseite des Projekts zu besuchen und – nach einer Anleitung und natürlich auf Wunsch anonym – seine zehn wichtigsten Lebensereignisse beizusteuern. Parallel dazu läuft eine Plakataktion. Wie bei allen seinen Arbeiten verfolgt Mats Staub damit schließlich vor allem ein Ziel: möglichst viele Menschen zum eigenen Erinnern anzuregen. »Eigentlich sind alle meine Projek-

In seinem »Erinnerungsbüro« sammelt der Künstler **Mats Staub** Momente des Innehaltens, um zu verstehen, was gewesen ist, woher etwas kommt, wie wir zu denen geworden sind, die wir sind

der hörenden Menschen



te mehr oder weniger eine Art »Befragung des Publikums«, sagt er und bezogen auf seine Kunst allgemein: »Ich finde es gut, wenn sie Menschen zum Erinnern anhält. Anhalten ist durchaus wörtlich zu verstehen. Es braucht Momente des Innehaltens, um sich zu vergegenwärtigen, was gewesen ist, woher etwas kommt, wie wir zu denen geworden sind, die wir sind – und ob das so bleiben soll.« Mats Staub gräbt nun diese Momente aus, genauer: die Erinnerung daran. Das tut er mit allen medialen Mitteln, die zur Verfügung stehen.

Erinnern als Verdichtung

Noch radikaler als bei den »Zehn wichtigsten Ereignissen meines Lebens« (wo immerhin ein Ereignis in einem oder mehreren Sätzen und ein Datum stehen bleiben) reduziert Mats Staub die Erinnerungen von Menschen in zwei anderen Projekten: »Die Namen der Liebe« und »Feiertage«. Hier geht es nur mehr um Platzhalter, um Namen oder Zahlen.

Bei »Die Namen der Liebe« sind Videoaufzeichnungen von Menschen zu sehen, die ausschließlich die Namen der »Lieben ihres Lebens« nacheinander aufzählen: Einen »Ferdinand« nennt die alte Dame, nach einigem Überle-



Mats Staub, geboren 1972 in Bern, lebt und arbeitet in Basel und Zürich sowie an den Entwicklungsorten seiner Projekte. Er studierte Theaterwissenschaft, Journalistik und Religionswissenschaft in Bern, Fribourg und Berlin und arbeitete als Journalist für verschiedene Publikationen sowie als Dramaturg am Theater Neumarkt in Zürich. Seit 2004 entwirft er Kunstprojekte im Spannungsfeld zwischen Theater und Ausstellung, Journalismus und Wissenschaft. Informationen zu ihm und seinen Arbeiten finden sich im Internet unter www.erinnerungsbuero.net

gen noch einen »Friedhelm«. Der Film ist nicht länger als ein durchschnittliches Musikvideo zu einem Lovesong – und doch ertönt im Raum, wo die Videoinstallation aufgebaut ist, eine ganze Symphonie von Namen aus den Lautsprecherboxen der verschiedenen Bildschirme.

»Feiertage« hingegen zeigt Menschen beim Nachdenken über Fragen, die sie schließlich mit einer Zahl beantworten werden, etwa: »Wie viele Berufe hast du bislang ausgeübt?« Oder: »Wie viele Menschen hast du in den vergangenen zwölf Monaten kennengelernt?« 33 Sekunden braucht der junge Mann, bis er antwortet. Er atmet tief durch, spitzt die Lippen, dann beginnt er lautlos zu zählen, grinst verlegen, zählt noch einmal, lacht dann kurz und sagt schließlich unsicher: »35?«

Bei beiden Arbeiten wird extrem verdichtet: das Berichten der Liebesgeschichten auf das bloße Benennen der Namen und das Erzählen der Lebensgeschichten auf das reine Zählen. Das eigentliche Erinnern, die Geschichten dazu, laufen nur im Kopf ab. Und als Betrachter schaut man Gesichtern von »Stellvertretern« zu, wie Mats Staub sie nennt. Gesichtern von Stellvertretern, die ihr Lieben und Leben Revue passieren lassen, die man immer weiter ergründen kann, auf denen sich die Erinnerungen beinahe ablesen lassen. Natürlich soll auch das vor allem das eigene Erinnern in Gang setzen: »Ich beobachte sehr gerne die Leute, die bei »Feiertage« den Menschen beim Nachdenken zuschauen und so unbemerkt, mit der Hand rechts unten, anfangen, selber zu zählen. Das ist es, was ich erreichen will«, sagt er. Und: »Wenn das passiert, ist das ein großes Glück!«

Erinnern als Gespräch

Beim Erinnern zuschauen – auf diese Idee kommt am ehesten jemand, der vom Theater kommt. Mats Staub ist gelernter Dramaturg, aber die räumlichen und zeitlichen Grenzen am Theater haben ihn irgendwann zu sehr eingeschränkt. Vor allem aber die Einbahnstraßenrichtung der Kommunikation, von der Bühne herunter zum Publikum. Denn seine zweite Strategie, neben der extremen Verdichtung, ist eben das eher ausufernde Gespräch. »Gesprächskunst« hat das mal ein Journalist genannt. Schon in seiner Teenagerzeit hatte der gebürtige Berner festgestellt: »Ein Abend war gelungen, wenn ich ein gutes Gespräch hatte. Ein gutes Gespräch ist einfach etwas Tolles. Deswegen versuche ich immer noch, das herbeizuführen. Ich werde dadurch auch selbst sehr reich!«

Ganz deutlich wird das bei einer Arbeit wie »21 – Erinnerungen ans Erwachsenwerden«, die er im vergangenen Jahr in Frankfurt zur Wiedereröffnung des Künstlerhauses Mousonturm entwarf: Dort sprach er mit den Bewohnerinnen eines benachbarten Senioren-Wohnstifts. Aufhänger der Gespräche: Das titelgebende 21. Lebensjahr als früheres Mündigkeitsalter. Dabei reichte es allerdings nicht, das zu tun, was Mats Staub seit seiner Kindheit am liebsten tut: fragen, wie in seinem früheren Beruf als Journalist. (»Das hat mir am Journalismus so gefallen: diese Erlaubnis, Fragen zu stellen.«) Vielmehr musste er darüber hinaus aktiv zuhören, sich auch selbst einbringen, sich öffnen – von *seinem* 21. Lebensjahr erzählen zum Beispiel: »1993 – ein Jahr, in dem ganz viel bei mir passiert ist.« Ein echtes Gespräch führen eben: »Was ich brauche, ist, dass ich die Menschen gespürt habe.«

Diese Gespräche mit den Seniorinnen nun schnitt Mats Staub alle mit, in kompletter Länge, und bearbeitete sie, dann besuchte er erneut das Wohnstift und spielte den Bewohnerinnen die Audios mit den Zusammenschnitten ihrer Erinnerungen wieder vor, mit der Maßgabe, währenddessen zu schweigen. Dabei filmte er sie mit der Videokamera. Wieder also kann nun der Betrachter beim Erinnern zuschauen: »Ich mag dieses zuhörende Gesicht!«, sagt Staub. Aber diesmal kann man auch den zugehörigen Geschichten lauschen. Zum Beispiel der von Helga Winterstein, die im Jahr 1945 21 wurde. Aus dem Off hört man ihre Stimme: »Mein Vater hat, das sehe ich heute noch, in Bad Homburg im Krankenhaus gelegen. Und dann hat er mich so gerufen ... »Helga, komm, du trägst jetzt die Verantwortung für den Günther« ... meinen Bruder, der war drei Jahre jünger, und unsere Mutter. »Die beiden sind nicht in der Lage, für sich zu sorgen.«« Dabei zucken ihre Mundwinkel, sie schluckt einmal, zweimal, presst die zitternden Lippen aufeinander, und ihre Augen verengen sich zu Schlitzchen. Ein unmittelbarer, emotionaler Zugang zu diesen Erinnerungen entsteht. Die Zuschauer begeben sich in eine »Galerie von hörenden Menschen«, wie Staub es nennt. »Es hat mich gereizt, eine Parallelität herzustellen«, sagt er, »die Besucher hören genau das Gleiche, was der, den sie sehen, auch hört, nur mit einer zeitlichen Differenz dazwischen.« Und das löst etwas aus – zuerst einmal bei den Gesprächspartnerinnen. Helga Winterstein sagt ein paar Monate nach der Aufzeichnung, dass sie ihre eigene Geschichte neu entdeckt habe. Sie habe zu sich gesagt: »Mensch Helga, das hast du alles vergessen. Was du damals erlebt hast. Da warst du eigentlich schon tapfer.« Aber sie habe das alles mit sich alleine ausgemacht, erklärt sie. Und dann, mit Bestimmtheit und fester Stimme: »Mir hat dieses Interview Stärke vermittelt, im Nachhinein, über mich selbst!«

Aber nicht nur bei den Erzählenden löst das Sprechen über die Vergangenheit etwas aus, sondern auch beim Betrachter der Videos. Die Stimmen und die Reaktionen der Menschen auf die eigenen Erinnerungen üben geradezu einen Sog aus, die Bilder funktionieren wie ein Verstärker für die Erinnerungen, die Gefühle werden direkt zugänglich. Und geradezu zwangsläufig wird das eigene Erinnern in Gang gesetzt. Man fragt sich spätestens nach zwei oder drei Filmsequenzen: Wie war das eigentlich bei mir, als ich 21 wurde? Was ist passiert in diesem Jahr – und vor allem: Was hat das für mich bedeutet?

Und genau deshalb will Mats Staub dieses Projekt auch fortführen, in anderen Städten, mit anderen Menschen anderen Alters, mit ganz anderen Erinnerungen an ihr 21. Lebensjahr.

Erinnern als Erzählung

Das Projekt »Meine Großeltern« gehört seit vielen Jahren zu den Aktivitäten seines »Erinnerungsbüros«, eine Bezeichnung, die erahnen lässt, dass es ihm nicht um romantische Verklärung geht, sondern um Erinnerungsarbeit. Und die gelingt besonders dann, wenn aus Gesprächen Erzählungen werden. So wie bei der Geschichte seiner Großeltern, die sich in Afrika kennenlernten. Unzählige Male hat er sie inzwischen erzählt. Und zwar Menschen, meist jüngeren, die ihm gegenüber sitzen im Lieblingssessel seiner Großmutter. Und die dann im Gegenzug anfangen, von ihren eigenen Omas und Opas zu erzählen, meist

ausgehend von einem Foto, das sie mitgebracht haben. So wie zum Beispiel Magdalena Nadolska, die in Staubs Mikrophon spricht: »Also ich weiß nur, auf Fotos sieht meine Großmutter immer wunderwunderschön aus. Sie hat immer stark gezupfte Augenbrauen gehabt. Das hat mich auch immer sehr fasziniert, dass sie praktisch keine Augenbrauen mehr gehabt hat, und immer wenn sie ausgegangen ist, hat sie mit einem schwarzen Stift kohlen-schwarz die Augenbrauen nachgezeichnet.« Und wie bei Magdalena kommt dann immer wieder auch sehr Persönliches zum Vorschein: »Was mich auch geprägt hat, ist ihr Sinn für Essen, das auf den Tisch kommt. Das ist bei mir immer noch so: Ich kann es nicht ausstehen, wenn zum Beispiel bei meiner Schwester ihre Kinder am Tisch hocken und sagen: ›Das Essen mag ich nicht.‹ Dann sage ich tatsächlich: ›Großmama hat schon gesagt: ›Es wird gegessen, was auf den Tisch kommt!‹«

Das sind dann die Momente, wie sie Mats Staub sucht. Fragt man ihn nämlich, was ihn eigentlich an Erinnerungen so interessiert, geradezu fasziniert, bekommt man eine auf den ersten Blick überraschende Antwort: »Die Gegenwart. Ein ganz wichtiger Aspekt ist für mich die Gegenwart, in Abgrenzung zum ›Sich-in-Nostalgie-Verfangen‹. Das interessiert mich eigentlich gar nicht. Sondern, sich bewusst zu werden, was war – um dann eben mit diesem Wissen die Gegenwart und die nahe Zukunft zu gestalten.« So wie Magdalena, die sich irgendwann bewusst gemacht hat, woher ihr besonderes Verhältnis zum Essen kommt.

Und so etwas, so die Erfahrung von Mats Staub, funktioniert nun einmal am besten über Gespräche: »Das Beste für mich ist ein Gespräch, das die Gesprächspartner dazu anstiftet, sich gegenseitig Geschichten zu erzählen. Letztlich muss es in die Erzählung münden, aber das Gespräch ist schon der Königsweg, sich zu erinnern, glaube ich.« Und das wird ihm auch niemals langweilig. Denn Schlüsselthematiken, die regelmäßig wiederkehren, gibt es eigentlich nicht. Mit einer Ausnahme vielleicht: der Tod. Magdalena Nadolska erinnert sich zum Beispiel sehr genau an den Tod ihrer Großmutter: »In der Nacht, in der sie gestorben ist, hat sie einen Hustenanfall bekommen. Ich bin davon wach geworden und habe zuerst nicht recht gewusst, was los ist. Sie hat dann zu meiner Mutter gesagt: ›Jetzt ist es vorbei, jetzt werde ich sterben.‹ Und dann hat meine Mutter gesagt: ›Ja ja, das sagst du immer. Das hast du schon jedes Mal gesagt.‹ Und dann hat sie gesagt: ›Nein, nein, diesmal spüre ich: Der Herrgott holt mich zu sich.‹ Und kurz danach ist sie dann im engsten Verwandtenkreis gestorben, und zwar ganz sanft.«

Mit solch detaillierten Erinnerungen ist Magdalena keineswegs ein Einzelfall, weiß Staub: »Gerade beim Großeltern-Projekt ist das ein starkes Thema, der Tod der Großmutter oder des Großvaters. Das sind Kindheitseindrücke, die bleiben und die dann – egal, wie lange es her ist – sehr, sehr anschaulich erzählt werden ... es



Projekt »Meine Großeltern«: Eine Lounge lädt im Museum für Kommunikation Bern ein zum Verweilen und Eintauchen in die Geschichten der Großeltern

geht da schon um Existenzielles ...«, fügt der studierte Religionswissenschaftler hinzu, »das ist es auch, was das Erinnern mit der Religion verbindet.« Und was schließlich zum zweiten Hauptaspekt des Erinnerns für ihn führt, neben der Gestaltung der Gegenwart aus dem Erinnern heraus: »Das andere, warum Erinnerungen mir so wichtig sind – mir ganz persönlich –, ist das ›Innerungen‹ in den ›Er-Innerungen‹, also einen Weg mit sich selbst nach innen zu gehen.«

Erinnern als Generationen-Dialog

Bei »Meine Großeltern« zeigt sich schließlich auch noch eine weitere Facette, die beim Thema Erinnerungen für den Schweizer Künstler immer mitschwingt: die Generationen-Kommunikation. Nicht umsonst kreist dieses wie viele andere seiner Projekte um den Dialog zwischen den Generationen oder das Gespräch übereinander und das Lernen voneinander: »Die Eltern- und Großeltern-generationen, das sind einfach die Menschen, die vor uns da waren und die uns erzählen können – was wirklich kein Buch und kein Film ersetzen kann.« Ganz in dem Sinne, dass zwar nicht jedes Leben *Geschichte* schreibt, sehr wohl aber *Geschichten*.

Denn, so Staub, oft ginge es auch einfach darum, der Wahrheit nachzuspüren, was immer das auch bedeute: »Da gibt es zum Beispiel eine emotionale Wahrheit und vielleicht auch eine faktische. Und bei den Geschichten im Großeltern-Projekt ist die Faktenlage oft sehr dünn. Da geht es sehr schnell in den Bereich der Fiktion, der Erzählung.« Ist dieses Falsche dann aber auch gleich ›unwahr‹? Staub: »Das kann schon in den Bereich der Lebenslüge oder sogar Geschichtsklitterung gehen, was ich nicht gut finde. Eine gute Geschichte aber kann dagegen, selbst wenn sie faktisch nicht ganz richtig ist, sehr viel Wahrheit transportieren. Das zeigen doch zum Beispiel ganz besonders die meisten biblischen Geschichten.« Und dann sagt er noch: »Ohne Fantasie kannst du dich nicht erinnern, wahrscheinlich ...!« ■